Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 30 (1914)

Heft: 4

Artikel: Die neue Universität in Zürich

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-580589

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die neue Universität in Zürich.*)

In einem alten Büchlein über das Leben und die Werke von Filippo Brunelleschi steht zu lesen, daß der Florentiner Dombaumeister lange Jahre wie unter einem göttlichen Zwang nur darauf bedacht war, wie er seine Kuppel wölbe. Tausend Schwierigkeiten seiner Kunst mußte er überwinden; er mußte des Kleinmuts der Menge Herr werden, die nicht an das gewaltige Werk glauben wollte; er mußte die Ränke der Berufsgenossen und ihrer Beschützer zunichte werden lassen; dennoch gelang es ihm schließlich, das ganze Volk mit der gemeinsamen Sehnsucht nach dem gewaltigen Monument zu erfüllen, das wie ein Pharus, wie ein Symbol des geistigen Wertes der Stadt das steinerne Meer der Häuser überragen sollte. Und alle Bürger erhoben sich täglich und legten sich mit der Frage nieder, wie wohl der Meister die Kuppel wölben werde.

Nicht viel anders war die Spannung, die sich der Zürcher bemächtigte, als sie zweifelnd die Mauern aus dem Boden wachsen sahen, die sich zum neuen Heim der höchsten Schule ihrer Stadt und ihres Landes fügen sollten. Ungewohnt schien ihnen die Gliederung der Wände, und sie sprachen mit Kopfschütteln von der vorgestellten und niedern Schulter des Baues. Würde er nicht nach seiner Vollendung demütig auf den Boden geduckt neben dem stolzen, klassisch reinen Polytechnikum Gottfried Sempers stehen? Oder, wenn es gelänge, dem Gebäude durch eine mächtig geschmiedete Krone Selbstwert und Selbstbehauptung zu geben, müßte da nicht seine Einheit, die vornehme Ruhe, wie sie eine hohe Schule verlangt, darunter leiden? Würde es gelingen, der in rastlosem Wachsen über Hänge und Hügel gekletterten Stadt einen neuen Sammelpunkt, dem Heere der Häuser einen neuen Führer zu geben? Und so schauten täglich Hunderte nach der Höhe mit der Frage, wie der Meister wohl den beherrschenden Turm bekrönen, wie er die Kuppel wölben werde.

Als sich dann eines Tages die in sanfter Kraft geschwungenen Linien der Kuppel aus dem Netz der Gerüste lösten, waren wie durch Zauberschlag Zweifel und Bedenken vergessen, und die ganze Stadt war einmütig in ihrem Lobe über den Bau, so einmütig, wie man es sonst nie erlebt in einer Zeit, wo sich Väter und Söhne leicht über Anerkennung oder Verdammung eines Künstlers oder Kunstwerkes feind werden. Wie wenn die ganze Stadt kunstreich um diese Mitte angelegt worden wäre, entdeckte man plötzlich, daß die Kuppel als Abschluß von einem Dutzend Straßen wie ein Bild im Rahmen saß, wie ein Wahrzeichen des geistigen Strebens der Stadt stand sie hoch und still über dem Gewimmel der Gassen, durch die der Werkeltag des Broterwerbs hastet. Wie gut, daß nicht das Satteldach des Wettbewerbentwurfes den Turm bedeckte, das dem Beschauer bald Trief-, bald Giebelseite zugewendet hätte; weist doch die Kuppel nach der Altstadt, nach dem Limmattal, dem Zürichberg und dem See überall das gleiche Gesicht, mahnt sie doch nach allen Seiten, daß da auf der Höhe ein Bau von bestimmender Bedeutung für die Stadt und das Land stehe, neben der höchsten Schule des Bundes, die mit ihren gleichgegliederten Fronten sich weithin kenntlich macht, die höchste Schule des Zürcherlandes, die sich um den gewaltigen Kuppelturm als Schwerpunkt in ruhigen Massen wie von Natur gewachsen angliedert.

*) Die neue Universität Zürich. 32 photographische Aufnahmen des kantonalen Hochbauamtes. Mit einer Einführung von Dr. Albert Baur. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. 1914. Preis Fr. 2. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wie durch die Vorsehung schien für die hohen Lehranstalten Zürichs jener flache Boden bestimmt, wo sich der Hang des Zürichbergs nach dem ersten jähen Anlauf ausruht, bevor er die Höhe gewinnen will. Gerade vor den Fenstern des neuen Rektorats liegt das alte Haus Johann Jakob Bodmers, wo Klopstock, Wieland, Goethe als Gäste weilten; es ist ein Zeuge jener Zeit, da die bürgerlich einfache und herzliche Gesittung der Schweiz durch den Genfer Rousseau und die Zürcher Bodmer und Breitinger mit ihrem zahlreichen Anhang einen großen Umschwung im Geistesleben der noch durch französische Gesellschaftsformen beherrschten Kulturwelt vorbereitete. So ist dieses einfache Landhaus äußerlich von einem Bauernhaus nicht sehr verschieden, wie sich auch das Gärtchen, das ihm vorgelagert ist, schlicht bürgerlich, ohne Schnörkelwege und Scheinwildnis erhalten hat, wie vor anderthalb Jahrhunderten die Bürgergärten waren. Auch im Innern ist vieles, gute Räume und Möbel aus dem 18. Jahrhundert, unverändert geblieben, Zeugen, wie sich der Geist jener Tage seine äußere Form schuf.

Wie aber Zürichs große Zeit mit reicheren Mitteln und zu vornehmerer Wirkung zu gestalten wußte, zeigt das Haus zum Rechberg oder zur Krone, wie es ursprünglich hieß, das unserer Hochschule anderthalb Jahrzehnte, bis zur Vollendung der neuen Universität, als Kollegiengebäude gedient und solange als ein lebendiges Kunstkapital auf manches Auge verfeinernd und bildend auf manchen Geist eingewirkt hat. Sein wundervoller Terrassengarten, ein Prachtstück architektonischer Gartenkunst und ein schwer zu erreichendes Vorbild für ähnliche Bestrebungen unserer Zeit, steigt bis zum Gärtchen des Bodmerhauses an; auch er bildet den Vordergrund für die Aussicht aus den Fenstern des neuen Baues. Das Haus zum Rechberg ist vom Keller bis zum Dach in ernstem Zürcher Barock gebildet; wie beim Zunfthaus zur Meise und andern Bauten Zürichs aus jener Zeit ist das Erdgeschoß als Sockel für eine Pilasterordnung gestaltet, die das erste und zweite Geschoß umfaßt. Das Schmuckstück der Hauptfront, das gleich den Blick auf sich lenkt, ist das Tor mit den sinnreich vorgezogenen ionischen Pilastern; sie tragen den Balkon, der dem Mittelfenster der Fassade ganz besonderen Wert verleiht. Die sprühende Erfindungskraft des Rokoko, die Stein und Eisen leicht und flüssig behandelt, wie wenn sie Musik wären, zeigt ihren Märchenreichtum erst an jenen Bauteilen, die zwischen Haus und Garten vermitteln: an den Portalen mit ihren herrlichen Urnen, an den in lauter Jubel sich lösenden und doch wieder stramm in den konstruktiven Linien gehaltenen Gittern von feinster Schmiedearbeit, an dem Brunnen mit dem Delphin, der sogar im Dresdener Zwinger als Prachtstück auffallen müßte. Möchte doch der Bau der neuen Universität nicht die Folge haben, daß fürder Haus und Garten dem für Eindrücke reiner Kunst offenen Sinn der studierenden Jugend verschlossen bleiben.

Leider mußte dem Neubau schon ein Garten weichen, der in seiner Art nicht geringerer Schönheit teilhaftig war als das Bodmergärtchen und der Terrassenpark des Rechberghauses. Das Künstlergütli hatten die Zürcher Künstler zu Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen; Haus und Garten atmeten den Geist geßnerscher Idyllen. Es waren eigentlich nur wenige Beete zu beiden Seiten des Weges, der dem 1847 erstellten Sammlungsgebäude entlang führte, aber mit welch edler Selbstverständlichkeit angelegt und mit welch reichem Flor geschmückt. Wenn da einer im Maien die medizäische Venus marmorweiß aus den üppigen Büschen von Pfingstrosen leuchten sah, so mußte er recht tief den Sinn und Saft des Frühlings empfinden. So edle Schönheit zerstören zu müssen verpflichtet; möchten die Gärten, die rund um die Hoch-

schule angelegt werden, einst nicht weniger duftige Winkel enthalten, nicht weniger sinnliche Freude geben als das alte Gärtchen des Künstlergütlis.

Die im Herbst 1832 in begeistertem Glauben an das geistige Aufstreben des Kantons beschlossene und gleich mit dem Sommersemester 1833 eröffnete Zürcher Universität mußte sich zwar mehr als drei Jahrzehnte mit dem Hinteramtsgebäude begnügen, einem schlichten Nutzbau, der an die Augustinerkirche angelehnt ist. Aber schon 1836 wurde durch den Beschluß, den Kantonsspital auf der „Platte" zu erstellen, — eine überaus achtbare, eigentlich ganz moderne künstlerische Leistung des Architekten Zeugheer — die künftige Lage der hohen Lehranstalten der Stadt bestimmt. 1854 wurde dann Zürich von der Bundesversammlung als Sitz des Polytechnikums erklärt, das sich erst kümmerlich mit den verschiedensten Räumen behelfen mußte, bis nach zehnjähriger Bauzeit 1866 das vollendete Polytechnikum Gottfried Sempers beide Hochschulen aufnehmen konnte. Beide blieben dann bis heute unter einem Dach vereint, während sich in der Runde ihre Hilfsbauten für den wissenschaftlichen Unterricht zu einer kleinen Stadt in der Stadt auswuchsen.

Semper war bei seinem Bau in der vorteilhaften Lage, daß er mit ganz geringer Bodenbewegung sich einen topfebenen Baugrund schaffen konnte; nur nach vorn brauchte er zu terrassieren, was ihm ermöglichte, seine Hauptfassade hoch und frei gestellt weit über die Stadt hin wirken zu lassen. Er konnte so ein rechteckiges Gebäude von klarer Symmetrie schaffen, dessen ungebeugte Horizontalen er noch durch den starken Gegensatz zwischen der schweren Rustika des Erdgeschosses und dem glatten Verputz der beiden Obergeschosse verschärfte. Als Halt und Ruhepunkt dieser horizontalen Linien dienen die Eckvorsprünge der Längsseiten und die schmückenden Mittelstücke, welche die Treppen bergen und von denen das der Stadt zugewandte durch seine reiche Gliederung ganz vergessen läßt, daß das Polytechnikum einfacher und anspruchsloser gebaut ist als viele heutige Dorfschulhäuser. Es stellt ein merkwürdiges Gemisch zwischen altflorentinischem Kraftkultus und sanfter Biedermeierart dar, die durch vollendeten künstlerischen Takt sich zu einem restlosen Ausdruck des Zwecks, ich meine des geistigen Zwecks des Gebäudes, vereinigt haben.

Die Erbauer der neuen Hochschule, Curjel & Moser, die in dem im Juli 1907 eröffneten, auch mit andern vorzüglichen Arbeiten beschickten Wettbewerb im Februar 1908 obgesiegt hatten, sahen sich vor der ungemein schwierigen Aufgabe, die Hochschule des Kantons Zürich, die einige Meter tiefer liegt und kleineren Umfangs ist nicht als Werk zweiten Ranges neben einem anerkannten Meisterstück der Baukunst im Boden versinken zu lassen. Schon aus diesem Grunde mußte eine Gesamtform ähnlicher Art, wie sie Semper gewählt hatte, vermieden werden; dazu zwang aber auch die Bodengestaltung. Der Bauplatz wird von Süd-West schräg von der Mulde eingeschnitten, durch die sich die Künstlergasse auf die Höhe zieht; die Architekten entschlossen sich daher, um nicht große Terrassierungen vornehmen zu müssen, zu der gleichen Massenverteilung, wie sie zwischen dem Gesellschafts- und dem Sammlungshaus des Künstlergütlis bestanden hatte: der einspringende Winkel in der Mulde wurde zum Garten und zum monumentalen Eingang gestaltet, das biologische Institut mit seinem Haupteingang genau der Südfront des Polytechnikums gegenübergestellt und so fast bis an die Künstlergasse vorgezogen, das Kollegiengebäude so weit nach hinten verlegt, daß es auf beinahe ebenem Boden errichtet werden konnte. So war eine rechtwinklige Anlage ermöglicht, deren Umrisse genau mit den Fronten des Semperbaues im Einklang stehen, wodurch zwischen beiden Hochschulen schon im Grundriß ein geistiges Band geschaffen wurde; durch jede andere Anordnung wäre wohl ein Voneinander-Streben, ein gegenseitiges Sich-Abwenden, oder eine Unterordnung statt der Gleichstellung zum Ausdruck gelangt. Die der Stadt zugewandte gemeinsame Fassade vom biologischen Institut und Kollegiengebäude übertrifft nun noch ganz wenig an Länge die Fassade des Polytechnikums, und der Turm mit der weithin grüßenden Kuppel, der dem architektonisch reich entwickelten Mittelstück des Semperbaus entspricht, gleicht für das Auge den Höhenunterschied zwischen den beiden Bauwerken aus.

Die Stilformen der Renaissance fallen zu lassen, die Semper und seinem Geschlecht das A und O aller Architektur bedeutet hatten, ermahnte nicht nur der Geist der modernen Architektur, der sich von jedem Joch vergangener Zeiten frei wissen will; auch der Zweck des Hauses verlangte es gebieterisch. In der Bauart der Renaissance bleibt nämlich der Mauer die Hauptwirkung vorbehalten, die nicht zwischen den Fenstern verkümmern darf; die ganze heutige Arbeitsweise, das heutige Bedürfnis nach Licht und Sonne erheischen aber Fenster in solcher Breite und in solcher Zahl, daß nur noch Pfeiler, aber keine Mauerfelder dazwischen stehen können. Dadurch wird der Architekt gezwungen, der Fassadengestaltung ein gebundenes vertikales System zugrunde zu legen, das zu seiner Gliederung keine Risalite, aber dafür zu seiner Bekrönung ein höheres Dach verlangt, als es Semper dem Polytechnikum gab, und das nicht von einem bloßen Mittelstück, sondern nur von einem starken, den Vertikalismus als Quintessenz wiederholenden Turm sammelnd beherrscht werden kann. Nicht die Nachahmung eines historischen Stils ist die Hauptsache in der Baukunst, wie denn überhaupt das Wort Nachahmung, sei es der Natur oder eines Menschenwerks, höchste Kunstleistung ausschließt, sondern die Harmonie zwischen Innen und Außen, zwischen Zwecklösung und musikalisch reiner Form, zwischen Stoff und Geist. Und je länger ich mich in das Werk Karl Mosers vertiefe, umso stärker wird meine Überzeugung, daß es ihm gelungen sei, diese Harmonie rein aufzubauen.

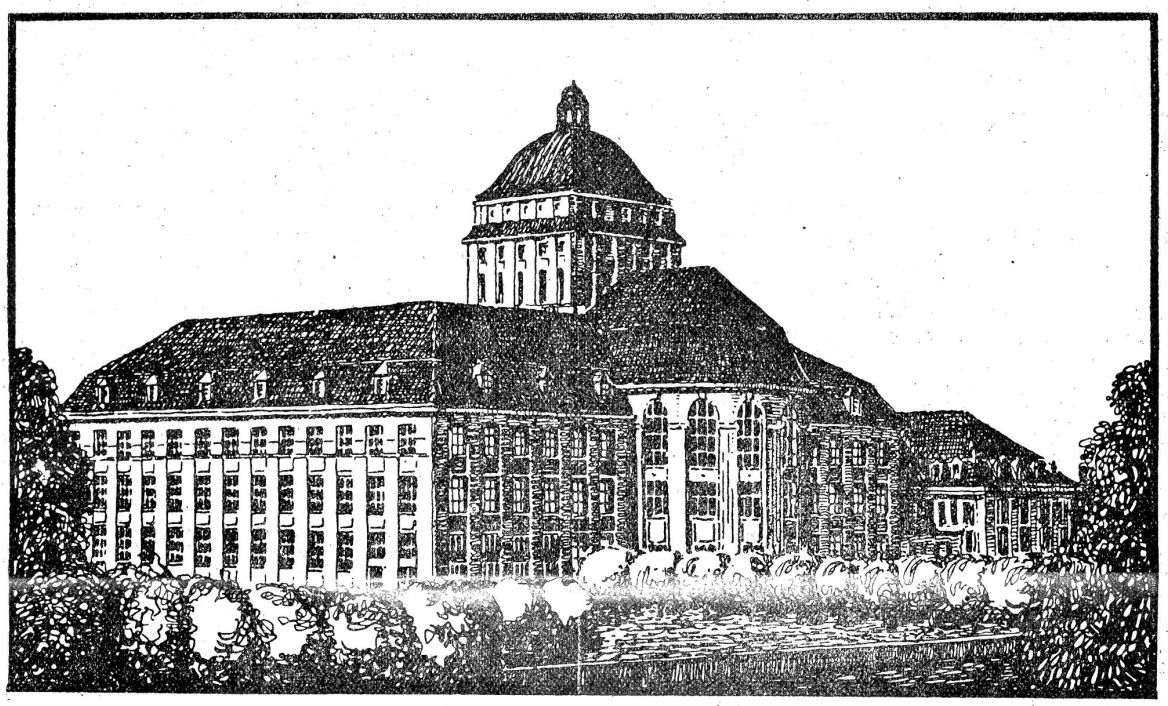
Die beiden Teile der neuen Hochschule, die sich übereck im Turme, der übrigens bis zur Kuppel hinauf nutzbare Räume enthält, vereinigen, sind auch in ihrem Innern ähnlich gestaltet: ein großer glasbedeckter Lichthof bildet ihren Kern; er ist von Galerien umgeben, aus denen man in die Hörsäle und Übungsräume tritt. Im Lichthof des biologischen Instituts, der fast schmucklos in weiß mit etwas grau und gelb gehalten ist und mit seinen leichten geraden Linien einen recht heitern Eindruck erweckt, ist die zoologische Sammlung untergebracht; ihr dienen auch die ausladenden Galerien. In wirksamem Gegensatz dazu stehen die schwer gestalteten, ungeschmückten gewölbten Eingänge und Treppenhäuser mit ihren wuchtigen Balustraden.

In monumentaler Ruhe, an einen alten romanischen Klosterhof gemahnend, stehen die starken, glatt verputzten Mauern des Lichthofs im Kollegiengebäude da, unten von viereckigen Öffnungen, die durch romanische Säulchen dreigeteilt sind, in den beiden Obergeschossen von breiten Rundbögen durchbrochen. Entsprechend der großen Apsis, die auf der Bergseite des Baues einen monumentalen Eingang, das Auditorium maximum im Hauptgeschoß und durch beide Obergeschosse die Aula enthält, buchtet sich in den Lichthof im Halbrund die Haupttreppe ein, die mit ihrer kräftigen Linienführung das längliche Rechteck des Hofes belebt und teilt.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Lichthof mit seinem gewölbten Glasdach eine der eindrucksvollsten und eigenartigsten Raumschöpfungen der modernen Baukunst dar-

stellt. Hoheitsvoll und heiter zugleich wird er den denkbar würdigsten Festsaal für die Einweihung der neuen Hochschule bilden, und man bedauert fast, daß er nicht für weitere festliche Veranstaltungen, die sein eigentlicher Daseinszweck zu sein scheinen, reserviert bleiben kann. Er wird später die archäologische Sammlung aufnehmen. Heute schon hat man an den Wänden Metopenfriese und Reliefs angebracht, die man kaum irgendwo zu besserer Wirkung aufstellen könnte.

Die eigenartige räumliche Schönheit des Hofes wird durch seine Farbe noch gefördert. Die Mauern sind



ganz leicht rötlich getönt, die Leibungen der Öffnungen sind weiß gelassen; beide Tönungen sind jedenfalls darauf berechnet, daß sie sich im Lauf der Jahre näher zu einander finden und dann weicher wirken werden. Die Hinterwände der Gänge, in denen die in jedem Stockwerk anders gestrichenen Türen sitzen, sind im dunkeln Rot griechischer Vasen gehalten, von dem sich die Menschen, die an den Fensterhöhlen vorbeiwandeln, ganz wundervoll wie aus einer unendlichen purpurenen Tiefe abheben.

Dieser Lichthof bietet neben seiner schönen Erscheinung, neben seiner Bestimmung, die Hochschule stündlich an ihre innere Einheit zu mahnen, den weiteren Vorteil, daß man sich in dem großen Gebäude merkwürdig leicht zurecht findet. Wo man auch steht, überall lassen sich alle Galerien mit einem Blick überschauen, und die gewaltige Einbuchtung der Haupttreppe läßt von weitem die Lage des Auditorium maximum und der Aula und damit aller Räume und Treppen erkennen. Gleich vor der Tür jedes Hörsaals, auf dem Weg durch das ganze Haus hat man statt eines öden, kahlen Ganges einen herrlichen, farbenfrohen weiten Raum mit stets wechselnden Durchblicken, der das Auge ausruht und den Geist erfrischt. Und bei künstlicher Beleuchtung muß der Hof wieder ganz andere Schönheiten entwickeln: während er bei Tag den Galerien das Licht vermittelt, empfängt es der gänzlich lampenlose bei Nacht von ihnen zurück, wobei dann hell und dunkel effektvoll ihre Rolle tauschen.

(Schluß folgt).

Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

(Bi.-Korr.)

Die Arbeitslosigkeit wird von einem Nationalökonomen eine furchtbare Geißel der Arbeiterschaft genannt und sie verdient diesen Titel, besonders in den neuern Zeiten des fieberhaften und intensiven Arbeitens der Betriebe, welches einerseits durch die bekannten Erscheinungen von Flut und Ebbe des kapitalistischen Interesses, anderseits infolge des immer mehr kritisch werdenden Konkurrenzkampfes in den Unternehmerkreisen, ferner nicht zum Mindesten durch die periodisch sich zeigende Überproduktion, entweder als Folge von Hochkonjunktur oder von verminderter Aufnahmefähigkeit der Gesellschaft bedingt sind.

Für das Baufach kommt noch als weiterer ganz besonders kritisch wirkender Moment hinzu, das beinahe gänzliche Stilliegen der Betriebe während der Wintermonate und besonders aus diesem Grunde zeigt es sich als gegeben, die angeschnittene Materie hier einer Besprechung zu unterziehen.

Das Aufhören der Produktion hat für alle beteiligten Kreise seine unangenehmen Folgen. Der Unternehmer ist denselben ebenso gut unterworfen wie der Arbeiter, nur mit dem Unterschied, daß es dem Erstern in Zeiten eines florierenden Geschäftsganges bei umsichtiger und rationeller Betätigung möglich sein kann und muß, Notreserven für die stille Zeit zu schaffen, welche ihn vor dem Ruin bewahren. Anders verhält es sich mit dem unselbständigen Arbeiter, welchem es im Allgemeinen auch in Zeiten der Hochkonjunktur nicht gegeben ist derartige Reserven zu schaffen. Es ist nun absolut nicht nötig, hier von einem ungenügenden Entgeld für seine Leistungen zu sprechen, sondern die Gründe sind mannigfach, sie liegen zum Teil in der Veranlagung des Menschen selbst, hängen aber auch mit der chronischen Unterbilanz zusammen, mit welcher eine sehr große Anzahl Arbeiter ihr Leben lang zu laborieren gezwungen sind. Über alle diese Erscheinungen hier zu sprechen ist